

Aus der eigenen Quelle trinken

|| Der Orden des heiligen Ignatius von außen betrachtet

Keine Ordensgemeinschaft hat die Geschicke Deutschlands in den vergangenen fünf Jahrhunderten so sehr geprägt wie die Societas Jesu. Kaum war die Gesellschaft in Rom gegründet, machten sich die ersten Jesuiten auf den Weg in das von der Reformation zerrissene Land nördlich der Alpen, um gleichfalls zu reformieren. Nicht der neue Glaube allein war das Problem. Auch zahlreiche Vertreter des alten waren zu bekehren. Das Antidot der Jesuiten gegen die Mißstände der Zeit war eine Mischung aus Erziehung, Bildung, Kunst und Kultur. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an überzogen sie weite Teile West- und Süddeutschlands mit einem Netz von Kollegien und Hochschulen. Es wurde zum Vorbild und Rückgrat des Bildungssystems in Deutschland.

An katholischen Fürstenhöfen fehlten Jesuiten bald ebensowenig wie in den großen und kleinen Seminarien. Angehenden Theologen mit überdurchschnittlicher Begabung konnte es passieren, an das Collegium Germanicum et Hungaricum nach Rom entsandt zu werden. Auch dort waren sie in der Obhut der Jesuiten. Kurz: Wie die Benediktiner ausgangs der Antike, so wurden die Jesuiten für Jahrhunderte zu *den* katholischen Kulturträgern schlechthin. Daß „die Gesellschaft“ bald nicht nur der größte Männer-, sondern auch der größte Missionsorden wurde, sollte kaum verwundern.

Wer so viel Einfluß und Macht hat, braucht sich um Gegner nicht zu sorgen. Das Jahr 1773 markiert die erste Zäsur der Ordensgeschichte. Die von europäischen Königshäusern betriebene Auflösung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. ging in Deutschland mit der Enteignung der Universitäten und Bibliotheken der Gesellschaft einher. Nach der Jahrhundertwende wurde der Orden wieder zugelassen, aber die Zeiten blieben wechselhaft. Bald galten die Jesuiten als Speerspitze des Ultramontanismus und waren so die geborenen Gegner des neuen Nationalstaats. Die „Jesuitengesetze“ des Jahres 1872 bildeten den Höhepunkt des Bismarckschen Kulturkampfes: Der Orden wurde verboten. Doch Böses ohne Gutes gibt es nicht: Das Studium wurde nach Valkenburg in die Niederlande verlegt und kehrte Mitte der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts in Gestalt der neuen Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt nach Deutschland zurück. Auch nach Skandinavien zogen sich die deutschen Jesuiten zurück – bis heute gehören die Jesuiten-Niederlassungen in Schweden und Dänemark zur deutschen Ordensprovinz.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stand der Jesuitenorden in einer Blüte, wie er sie seit den Gründerjahren und einer kurzen Phase in der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht mehr erlebt hatte. Während des Dritten Reichs waren Jesuiten im deutschen Widerstand ebenso zu finden wie während des Wiederaufbaus an vorderster Front der Neubestimmung des Verhältnisses von Kirche, Wirtschaft und Gesellschaft. Der theologischen Avantgarde, ohne die das Zweite Vatikanische Konzil nicht denkbar wäre, hatte der Orden einen weitgehend geschützten Raum geboten. 1964 war die Zahl der Jesuiten weltweit auf annähernd 36 000 gestiegen.

Mittlerweile zählt die Gesellschaft nicht einmal mehr 20 000 Mitglieder – Tendenz fallend. In Deutschland leben heute sogar nur noch gut 440, halb so viele wie vor einer Generation – Tendenz fallend. Zwischen Hamburg und München, Aachen und Berlin wurden Arbeitsfelder aufgegeben und Niederlassungen geschlossen. In vielen Städten erinnern nur noch die Straßennamen daran, daß hier für Jahrhunderte Jesuiten gelebt und gewirkt haben.

Indes ist es den Jesuiten in Westeuropa zuletzt kaum besser ergangen als nahezu allen anderen Orden auch, ja nicht einmal besser als der Kirche insgesamt. Warum auch nicht? Es wäre seltsam, wenn der Geburtenrückgang säkularen Ausmaßes in Deutschland den Priesternachwuchs der Diözesen dezimierte, den größten Priesterorden der katholischen Kirche hingegen aussparte. Und warum sollten sich die Auflösung traditioneller gesellschaftlicher Milieus und der Niedergang tradierter Loyalitäten in einer Schwächung der Bindung an eine Volkskirche niederschlagen, elitäre Ordensgemeinschaften wie die Jesuiten oder ihre weiblichen Pendants wie die Congregatio Jesu (ehemals Maria-Ward-Schwestern) unberührt lassen? Und sollte die Krise einer an den evangelischen Räten ausgerichteten Lebensform die im fernen Hochmittelalter gegründeten Mendikantenorden Franziskaner und Dominikaner und auch Kongregationen diözesanen Rechts wie die Paderborner Vincentinerinnen oder die Neusser Augustinerinnen erfassen, die im Anbruch der Neuzeit gegründeten Jesuiten aber nicht?

Krise der Orden – Krise der Kirche?

Man könnte die Perspektive umkehren. Sicher spiegelt sich in der Krise der Orden die Krise des Glaubens und der Kirche in Deutschland, ja in ganz Westeuropa. Doch dürfte die Krise der Kirche hierzulande zum Teil auf eine Krise der Orden zurückzuführen sein. Etwa so: Knapp 3500 der männlichen Ordensmitglieder in Deutschland sind Priester. Weit mehr als die Hälfte von ihnen, annähernd 2300 oder 65 Prozent, sind mit einem Gestellungsvertrag in Diensten einer Diözese und nehmen Aufgaben in der Territorial- oder Kategorialeseelsorge wahr. Unter diesen Aufgaben sind viele, die Ordensleute lange aus eigener Kraft und ohne finanzielle Absicherung wahrgenommen haben und die sich aus dem Gründungsauftrag des

Ordens ableiten. So ist es für einen Jesuiten vollkommen unstrittig, als Studenten-seelsorger oder in der City-Seelsorge zu arbeiten, oder für einen Salesianer Don Boscos, sich in der Jugendarbeit zu engagieren. Gleichzeitig aber haben immer mehr Ordensgemeinschaften Pfarrstellen übernommen oder Priester für Aufgaben in der klassischen Territorialeelsorge zur Verfügung gestellt. So stellen sie vielerorts die Seelsorge und die Sakramentenspendung sicher, wo es andernfalls längst keine Geistlichen mehr gäbe.

Die Bilanz dieser „Verkirklichung“ ist zwiespältig. Auf der einen Seite steht der Zugewinn an materieller Sicherheit, den die Gestellungsverträge bieten. Überdies ist es nicht unangebracht, in den Gestellungsverträgen eine Art ausgleichende Gerechtigkeit am Werk zu sehen, da die Ordensgemeinschaften auf diese Weise wenigstens indirekt an der Kirchensteuer teilhaben. Freilich zahlen sie für diese relative Sicherheit auch einen Preis. Die Indienstnahme durch die Diözesen hat die konstitutive Spannung zwischen bischöflich-territorial verfaßter Kirche und Ordenscharisma tendenziell vermindert und das Spezifische der Lebensform „Orden“ tendenziell in den Schatten gestellt. So könnte die relative materielle Sicherheit in einem dialektischen Umschlag das Gründungsscharisma verdunkelt und die Anziehungskraft der Ordensgemeinschaften vermindert haben. Dann wäre die Krise der Orden nicht länger allein als Teil der Krise der Kirche zu verstehen. Die Orden selbst trügen durch die Aufgabe ihrer spezifischen Differenz vielleicht nicht zu einer Krise des Glaubens, wohl aber zu der Krise der Kirche bei.

Den Jesuitenorden indes scheint diese Kritik kaum treffen zu können. Hatte Ignatius den Mitgliedern seiner neuen „Gesellschaft“ doch nur wenige gemeinschaftliche Verpflichtungen auferlegt. Sie sollten in ihrer apostolischen Tätigkeit weder durch eine „stabilitas loci“ (Ortsgebundenheit) noch durch starre Regeln für das gemeinsame Gebet und das Gemeinschaftsleben über Gebühr eingeschränkt sein. Nicht die räumliche und zeitliche Trennung von „actio und contemplatio“ (pastorale Tätigkeit und betrachtendes Gebet) schien Ignatius zeitgemäß, sondern eine habituelle „contemplatio in actione“. Diese Modernität der ignatianischen Spiritualität – man fühlt sich an die zentralen Passagen aus Dietrich Bonhoeffers Briefen aus dem Tegeler Gefängnis erinnert – mußte den Orden gegen eine Gefährdung seiner Identität immunisieren, wenn die Mitglieder sich nur den Bischöfen in der gleichen gehorsamen Haltung zur Verfügung stellten, wie es Ignatius von ihnen im Blick auf den Papst verlangt hatte und dafür einstand, daß diese Verfügbarkeit für die apostolische Sendung ein Wesenselement der Kirche insgesamt sei.

Diesem Argument zu folgen hieße indes, einem für die Theologie typischen Fehlschluß aufzusitzen, nämlich das Ideal für die ganze Wirklichkeit zu halten. Auch wenn seit dem Spätmittelalter die Kategorie „Macht“ (potestas) weitgehend aus der Theologie verschwunden ist, sollte niemand die faktische Bedeutung von Macht in der Kirche unterschätzen, am allerwenigsten die Jesuiten selbst. Dies lehrt nicht nur die wechselvolle Geschichte des Ordens, dies zeigt sich auch in der Gegenwart.

Denn die materielle Sicherheit, die die Orden in Deutschland durch die sogenannten Gestellungsverträge gewonnen haben, macht sie zugleich von der Macht der Bischöfe in einer Weise abhängig, wie es in der Kirchengeschichte wohl niemals der Fall war. Historisch betrachtet waren religiöse Bewegungen oft ein Ferment der Erneuerung, ein kritisches Korrektiv, gewissermaßen Fingerzeige Gottes für die Kirche. Nicht nur neue Ordensgemeinschaften, auch neue Tätigkeitsfelder entstanden in Reaktion auf die „Zeichen der Zeit“, und das nicht selten in Konflikt mit beharrenden Kräften in der Kirche. Was aber hat es heute zu bedeuten, daß es Konflikte zwischen Ordensgemeinschaften und Bischöfen bis hin zum Papst kaum noch gibt? Ist dieser Zustand ein Vorzeichen des ewigen Friedens? Oder ist den Orden die geistige Freiheit abhanden gekommen, abgekauft von den Bischöfen, die Orden durch Subventionen für Bildungshäuser und Gestellungsverträge träge haben werden lassen? Sind aus Seismographen hier und da nicht gar Advokaten des Status quo geworden? Und sollten die Orden nicht gar erwägen dürfen, ob die Finanzverfassung der Kirche in Deutschland wirklich dem Wesen der Kirche mit ihren verschiedenen Charismen entspricht? Daß der „Zehnte“ der erwerbstätigen Gläubigen als Annexsteuer ausschließlich den diözesanen Finanzverwaltungen zur Verfügung gestellt wird, ist ein Präjudiz über die innere Verfassung und die Machtstrukturen in der Kirche. Womöglich genügte eine Art allgemeiner Kultursteuern, über deren Verwendung der einzelne Bürger bestimmen kann, nicht nur eher dem Maßstab der Steuergerechtigkeit, sondern auch katholischer Ekklesiologie.

Die Kirchensteuer und ihre Folgen

Freilich gilt es auch hier, nicht einem idealistischen Fehlschluß zu erliegen. Das Ende der einen Abhängigkeit könnte leicht in eine andere münden. Gegenwärtig finanzieren sich die meisten nichtkontemplativen Orden durch eine Mischung aus Gestellungsverträgen und zweckgebundenen Zuwendungen, Spenden, Erträgen sowie Erbschaften. Diese doppelte Basis zur Disposition zu stellen machte die Finanzen der Orden womöglich unkalkulierbar und bedrohte überdies zahlreiche non-profit-Engagements, die nur dank der Quersubventionierung durch gesicherte Einkünfte eingegangen werden könnten.

So zu denken ist realistisch, wenn auch nur auf kurze Sicht. Nach allem, was man derzeit weiß, wird das Steueraufkommen der verfaßten Kirche in den kommenden Jahren weiter zurückgehen. Der Status quo dürfte damit kaum von Dauer sein, und das auch dann nicht, wenn man in Rechnung stellt, daß nicht nur das Aufkommen der Kirchensteuer zurückgeht, sondern auch die Zahl der Ordensleute.

Daß das Kirchensteueraufkommen sinken wird, ist jedoch nicht gleichbedeutend mit dem Umstand, daß die Katholiken als gesellschaftliche Gruppe ärmer werden. Es ließe sich vermutlich sogar nachweisen, daß die Katholiken hierzulande noch

niemals so vermögend waren wie derzeit. Der Wettbewerb um die freien, nicht in Form von Kirchensteuern bestimmungsgebundenen Teile dieses Vermögens hat daher längst begonnen. Doch nicht nur die Hilfswerke und die Caritas sind dabei, sich auf ihre „corporate identity“ zu besinnen und Öffentlichkeitsarbeit sowie „Fundraising“ zu professionalisieren. Die Jesuiten dürften ein Vorreiter dieser Entwicklung sein.

Eine spannende Entwicklung! Sollte der Zwang, wegen der sinkenden Mitgliederzahl die Verpflichtungen und die Zahl der Kommunitäten zu reduzieren und gleichzeitig mit anderen kirchlichen Gruppen um die knappe Ressource Geld wie auch um die knappe Ressource Personal (Priesternachwuchs) zu konkurrieren, wirklich den Effekt haben, daß sich die Gesellschaft Jesu (aber nicht nur sie) auf die Ursprünge besinnt und das eigene Profil schärft?

Zwei Gesichtspunkte scheinen in dieser Hinsicht bedenkenswert. Der erste: Die Fortexistenz eines Ordens rechtfertigt sich nicht aus seiner Geschichte, sondern aus der Fähigkeit, das Charisma seines Gründers als eine „differentia specifica“ (typische Eigenart) unter wechselnden Umständen zu aktualisieren und „ad maiorem Dei gloriam“ („zur größeren Ehre Gottes“) fruchtbar zu machen.

Die Aktualität der ignatianischen Spiritualität

Keine religiöse Gemeinschaft, so lehrt die Kirchengeschichte, hat aufgrund ihrer schieren Existenz eine Ewigkeitsgarantie. Von den vielen Ordensgemeinschaften des ersten christlichen Jahrtausends hat nur eine einzige bis heute überlebt: die Benediktiner. Alle übrigen sind Geschichte. Ähnlich wird es in Mitteleuropa auch den meisten Frauenkongregationen gehen, die im 19. Jahrhundert unter dem Eindruck des Wandels von agrarisch geprägten Gesellschaften in Industriegesellschaften gegründet wurden. Damals galt es, die Transformation ländlicher Räume mit ihrem „unproduktiven“ Geburtenüberschuß zu flankieren und gleichzeitig die elementare Not großer Teile des Industrieprotelariats zu lindern. Die demographischen Veränderungen in Europa, die Berufs- und Bildungsreformen und die Gleichberechtigung von Mann und Frau haben diesen Formen religiöser Vergemeinschaftung mittlerweile die Grundlage entzogen.

Den Jesuiten ist eine vergleichbar ungünstige Prognose nicht zu stellen. Die „historische Stunde“ der Gemeinschaft liegt längst nicht in der Vergangenheit, wenn sie sich auf ihre „differentia specifica“ besinnt: die nach dem Ordensgründer Ignatius benannte „ignatianische Spiritualität“. Diese ist auch nach 500 Jahren so modern wie zu der Zeit, als sie im „Bericht des Pilgers“ und den „Geistlichen Übungen“ niedergelegt wurde. Ignatianische Spiritualität gründet, vollzieht sich aber gerade nicht nur in der mehr oder minder regelmäßigen Teilnahme an geistlichen Übungen. Wie keiner anderen Form geistlichen Lebens geht es ihr um die innere

Durchdringung des Alltags und seiner immer wiederkehrenden Lebensvollzüge, um „Gott in allen Dingen zu finden“.

So ist diese Spiritualität nicht an bestimmte Zeiten oder Orte gebunden, auch nicht an einen bestimmten „Stand“ oder eine explizit religiöse Lebensform, nicht an die Vermittlung durch kirchliche Amtsträger, ja nicht einmal unbedingt an die Mitgliedschaft in der katholischen Kirche. Als Ignatius seine Gefährten zum ersten Mal zu geistlichen Übungen („Exerzitien“) anleitete, war er Laie. Viele diese Übungen münden in Haltungen, die, nach einem Hinweis aus dem Exerzitienbuch, den Alltag eines jeden Christen, katholisch oder nicht, prägen können und vielleicht sogar sollten – auch wenn die Anleitungen zu den Übungen mitunter in einer Sprache daherkommen, deren tieferer Sinn sich nicht auf Anhieb erschließt. Ob es um das „Verkosten der Dinge von innen her“ geht, um die „Suche nach der Wahrheit in den Worten der anderen“ oder um die „liebende Aufmerksamkeit“ – es dürfte keine geistlichen Übungen geben, die so lebensnah sind und zugleich so tief in die Geheimnisse des Glaubens hineinführen wie die des Ignatius.

Daß Ideal und Wirklichkeit wie überall auch im Orden auseinanderklaffen, ist kein Argument gegen die Qualität und den zeitlosen Wert des ignatianischen Erbes. Umgekehrt wird ein Schuh daraus. Muß es nicht seltsam anmuten, daß sich viele Menschen in Westeuropa auf der Suche nach geistiger Orientierung esoterischen Praktiken und asiatischen Religionen zuwenden, ganz so, als seien die abendländischen Traditionsbestände aufgezehrt und die „kirchlichen“ Quellen geistlichen Lebens versiegt? Eine der vornehmsten, wenn nicht die vornehmste Aufgabe der Jesuiten könnte es daher sein, ihr geistliches Erbe nicht nur zu bewahren, sondern dieses Erbe mit möglichst vielen zu teilen und diesen geistlichen Erfahrungsraum so weit wie möglich zu öffnen.

Spiritualität in den kirchlichen Grundvollzügen

Der zweite Aspekt schließt an den ersten an: Ignatianische Spiritualität ist nicht abstrakt. So wie der Glaube der Christen nicht neben, sondern im Alltag zum Tragen kommt, so kommt die ignatianische Spiritualität auch nicht neben, sondern in den drei Dimensionen oder Grundvollzügen der Kirche zum Tragen: dem Gottesdienst, dem Glaubenszeugnis und dem Dienst am Nächsten (leiturgia, martyria, diakonia).

Den ersten dieser drei Grundvollzüge, die Liturgie, auf eine spezifisch „ignatianische“ Weise zu prägen, liegt von der Tradition her nicht unbedingt nahe. Gemeinsames Stundengebet oder gemeinsame Eucharistiefeier sind das Kennzeichen von Benediktinern oder Franziskanern, nicht aber einer Jesuitenkommunität. Entsprechend stellt sich die Aufgabe einer Rückbesinnung auf diese Quellen eher für die monastischen Orden und die Bettelorden. Andere Orden wie Zisterzienser oder

Dominikaner mit ihren zum Teil jahrhundertealten, erst durch die „vereinheitlichende“ Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils der Vergessenheit anheimgegebenen liturgischen Vollzügen und Gesängen könnten viel eher als die Jesuiten durch eine Art Anamnese längst verschüttete Traditionsschichten für die Gegenwart wiederbeleben und fruchtbar machen.

Man übersähe freilich ein bedeutendes Element der jesuitischen Tradition, überginge man im Zusammenhang des Themas Liturgie die große Bedeutung des Ordens beim Bau und der künstlerischen Ausschmückung von Kirchen, bei der Entwicklung katechetischer Elemente wie dem Jesuitentheater oder auch der religiösen Dichtung. Ein Friedrich Spee von Langenfeld SJ etwa steht in der deutschen Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts nicht nur für den Kampf gegen den Hexenwahn. Der „Aufklärer“ *avant la lettre* war überdies ein Barockdichter, der an Sprachmächtigkeit Paul Gerhardt oder Angelus Silesius nicht nachstand und dessen Texte noch heute vielen Kirchenliedern zugrundeliegen. Auch viele Werke von Peter Paul Rubens wurden von Jesuiten inspiriert. Wenn heute die Jesuiten an Orten wie der „Kunst-Station St. Peter“ in Köln der spannungsvollen Beziehung zwischen bildender Kunst und Kirche einen neuen Ort angewiesen haben, dann ist diese Entscheidung schlicht ein Ausdruck der Treue zur eigenen Geschichte. Nur die aber verbürgt in Gegenwart und Zukunft die Identität des Ordens.

Das intellektuelle Apostolat

Der zweiten Dimension, der „martyria“, sind die vielen Facetten der zweiten „differentia specifica“ zuzuordnen: der des „intellektuellen Apostolats“. Kennzeichnend für den Jesuitenorden seit seiner Gründung im 16. Jahrhundert ist die Hochachtung von Erziehung und Bildung. Noch heute ist annähernd ein Drittel der etwas weniger als 20000 Jesuiten weltweit an Schulen oder Hochschulen tätig. Dazu kommt ein Vielfaches an Angestellten, mit deren Hilfe rund zwei Millionen Schüler und Studenten an etwas weniger als 380 Kollegien und etwa 100 Hochschulen unterrichtet werden. In Deutschland zählen dazu das Canisius-Kolleg in Berlin, das Aloisius-Kolleg in Bad Godesberg, das Kolleg St. Blasien im Schwarzwald sowie die Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main und die Hochschule für Philosophie in München.

Daß diese Einrichtungen nach wie vor zu den besten ihrer Art in Deutschland zählen, ist nicht selbstverständlich, sondern Ausdruck kontinuierlichen Engagements des Ordens. Zwar ist die Zahl der Jesuiten an den Kollegien und den Hochschulen wohl nicht weniger stark zurückgegangen als in anderen Arbeitsfeldern auch. Doch ist es längst nicht so weit, daß die Faszination, die von dem intellektuellen Apostolat der Jesuiten ausgeht, nicht mehr zu erfahren ist und es an Ordensnachwuchs mangelt, der in die Fußstapfen eines Karl Rahner SJ oder eines Oswald

von Nell-Breuning SJ eines begeisternden Lehrers oder eines begnadeten Jugendseelsorgers treten möchte.

Elementarer Bestandteil des intellektuellen Apostolats ist auch die Veröffentlichung zahlreicher theologischer und geistlicher Zeitschriften bis zu der Tätigkeit in der Priesterausbildung und der geistlichen Begleitung sowie das Leben und Arbeiten unter Nichtglaubenden. Allem Anschein nach genießen diese Arbeitsfelder ungeachtet sinkender Mitgliederzahlen Priorität. Darin drückt sich nicht nur Treue zum Ursprung aus. Ein klares, authentisches Profil hilft den Jesuiten nicht nur, als Orden erkennbar zu bleiben. Wenn nicht alles täuscht, spricht die Kombination von intellektuellem Apostolat und ignatianischer Spiritualität nach wie vor viele Männer und Frauen an, die in der Kirche eine geistig anspruchsvolle Heimat suchen.

Nicht das Leben in der Abgeschiedenheit eines Zisterzienserklusters ist das Ideal eines Jesuiten, auch nicht das „ora et labora“ (Bete und arbeite) der Benediktiner, nicht das Predigtideal der Dominikaner und das Leben eines „poverello“ nach dem Vorbild des heiligen Franz von Assisi. Jesuiten waren immer dort, wo die christliche Botschaft im Streit stand, und sie gingen immer schon dorthin, wo das Evangelium noch nicht verkündet worden war. Jesuiten sind Missionare an den äußeren und – heute vielleicht mehr denn je – inneren Grenzen der Christenheit.

Schon Ignatius hatte die Mitbrüder angehalten, den Koran zu studieren und sich so auf Religionsgespräche vorzubereiten: Im ersten Jesuitenkolleg, dem in Messina, gab es Arabischunterricht. Ob am Hof des Kaisers von China oder in Japan und den „Reduktionen“ in Paraguay – überall suchten Jesuiten das Gespräch auf gleicher Augenhöhe. Daß heute wieder so viele Jesuiten in arabischen Ländern leben, daß sie sich zu einem losen Verbund unter dem Akronym JAM (Jesuits among Muslims) zusammengefunden haben, könnte ein Anhaltspunkt dafür sein, daß es um den Orden noch lange nicht geschehen ist.

Engagement und Kooperation aus ignatianischem Geist

Für dieses wie für alle vor- und nachstehend erwähnten Engagements gilt freilich, daß die Prägung durch ignatianischen Geist in erster Linie nicht eine Frage der Quantität, sondern der Qualität der Personen und der Strukturen ist. Ein Kolleg etwa ist nicht dann vom Geist des heiligen Ignatius durchwirkt, wenn Jesuiten eine bestimmte Quote des Erziehungspersonals stellen. Vielmehr kommt es darauf an, daß die Maximen der ignatianischen Pädagogik so geachtet werden, daß sie gleichsam „Verfassungsrang“ haben, nicht toter Buchstabe sind, sondern lebendige Anregung. Überdies müssen die Pflege und die Weiterentwicklung der ignatianischen Pädagogik und Spiritualität nicht zwangsläufig den Ordensmännern allein obliegen. Womöglich ist es hohe Zeit, daß die „Männerwelt“ der Jesuiten ihren Horizont erweitert und zum Kern einer auch im Alltag gemeinsam handelnden „ignatianischen Familie“ wird.

Während es bei anderen Ordensgemeinschaften wie den Franziskanern oder auch den Benediktinern seit den Gründungszeiten männliche und weibliche Zweige gibt, mitunter sogar Laiengemeinschaften („Dritter Orden“), ist die „ignatianische Familie“, in der sich der Jesuitenorden, einige Schwesterngemeinschaften, aber auch die „Gemeinschaften christlichen Lebens“ im Geist der ignatianischen Spiritualität zusammenfinden, eine recht junge Erscheinung.

Folgte man dieser Überlegung noch weiter, könnte sich womöglich nicht nur die Mentalität der einzelnen Zweige, sondern auch deren Struktur ändern. Ist es zwingend, daß eine Jesuitenkommunität nur aus Männern gebildet wird? Oder ließen sich Formen der Gemeinschaft denken, in denen Männer und Frauen mit oder ohne Gelübde, zölibatär Lebende und Verheiratete, ja sogar Familien mit Kindern befristet oder unbefristet zusammenfinden? Wie viele Klöster stehen leer und werden aufgegeben? Warum kann man sie nicht umbauen, Lebens- und Wohnraum schaffen für Suchende und Gleichgesinnte, für Menschen jeden Lebensalters?

Welche geistliche Kraft in der Zusammenführung verschiedener Charismen liegen kann, war beispielhaft während des XX. Weltjugendtages zu erleben, der im August 2005 in Deutschland stattfand. An den mehr als drei Jahre lang vorbereiteten „ignatianischen Experimenten“ unter dem programmatischen Titel „magis“ („mehr“) nahmen mehr als 4000 Jugendliche und junge Erwachsene aus allen Kontinenten teil – angeleitet von Priestern und Schwestern, Männern und Frauen, Verheirateten und Zölibatären. Ob der Weltjugendtag in der bisherigen Form das universale Modell einer zeitgemäßen Jugendpastoral ist, wird sich in den kommenden Jahren noch erweisen müssen. „Magis“ hingegen dürfte zum festen Element jesuitischer Jugendpastoral weltweit werden.

Einsatz für Gerechtigkeit

Bleibt – last but not least – die Diakonie. Es ist wohl nicht vermessen zu behaupten, daß die Jesuiten seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wie kein zweiter Orden das Prophetenwort „Gerechtigkeit schafft Frieden“ (Jes 32, 17) verinnerlicht haben. Innerkirchliche Konflikte, die 1981 nicht zuletzt zur de facto-Absetzung des damaligen Jesuitengenerals Pedro Arrupe durch Papst Johannes Paul II. führten, säumen diesen Weg ebenso wie die permanente Bedrohung von Jesuiten und ihren Einrichtungen in vielen Ländern Lateinamerikas bis hin zur kaltblütigen Ermordung von sechs Jesuiten in El Salvador im November 1989.

Gleichwohl scheint der Weg, den der Orden mit den letzten Generalkongregationen eingeschlagen hat, unumkehrbar. Aus den Richtungsentscheidungen der Ordensleitung oder auch aus Initiativen „von unten“ sind in den vergangenen Jahrzehnten zahlreiche neue Werke hervorgegangen, die beispielhaft für die Dialektik zwischen Treue zum Ursprung und Offenheit für die Gegenwart stehen.

Der Anfang der 80er Jahre gegründete „Jesuit Refugee Service“, der Jesuiten-Flüchtlingsdienst, etwa dürfte mittlerweile nach dem „Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen“ (UNHCR) die bedeutendste weltweit operierende Organisation zur Unterstützung von Flüchtlingen und Migranten sein. Im Unterschied zum UNHCR setzt sich der Flüchtlingsdienst des Ordens aber nicht nur für Flüchtlinge ein, die in einem anderen Land Zuflucht suchen. Der Jesuiten-Flüchtlingsdienst lenkt den Blick auch auf die von der Weltöffentlichkeit oft vergessenen Binnenflüchtlinge und – speziell in Deutschland – auf die prekäre Situation der „Illegalen“ und von Abschiebung bedrohter Flüchtlinge.

Hervorzuheben ist auch die Mitte der 80er Jahre in München gegründete Organisation „Jesuit European Volunteers“ (JEV). Sie bietet jungen Erwachsenen im Alter zwischen 18 und 30 Jahren die Möglichkeit, in Werken des Ordens, vorwiegend Sozialprojekten, ein einjähriges – im Ausland ein zweijähriges – Praktikum zu absolvieren. Ignatianische Einzelexerzitien sind fester Bestandteil dieses Praktikums, was der Maxime des Ordens der „contemplatio in actione“ auch über den Kreis der Mitglieder auf Lebenszeit hinaus Gültigkeit verleiht.

Ein Ausblick

Der Jesuitenorden steht heute in einem Wandlungsprozeß, der an die Jahrzehnte nach der Gründung im 16. Jahrhundert erinnert. Dem rasanten Wachstum von damals entspricht heute ein nicht minder rasanter Schrumpfungsprozeß. Dieser trifft den auf allen Kontinenten präsenten Orden indes nicht gleichmäßig. In den meisten Ländern Europas, vor allem in Westeuropa, wird die Zahl der Jesuiten in den kommenden Jahren weiter zurückgehen. In Lateinamerika scheinen die Wachstumsraten den Zenit überschritten zu haben, während der Orden in Afrika und in Teilen Asiens, vor allem in Indien, gewaltigen Zulauf hat. Man muß kein Prophet zu sein, um in dieser Entwicklung die Zukunft der katholischen Kirche insgesamt vorweggenommen zu sehen.

Der Jesuitenorden könnte sich daher der Aufgabe stellen, diesen Wandel stellvertretend für die gesamte Kirche nicht nur zu erleiden, sondern zu gestalten und die Impulse, die aus der Inkulturation in Asien und Afrika, der Neuevangelisierung Lateinamerikas und der Selbstbehauptung in den modernen Gesellschaften Europas und Nordamerikas hervorgehen, in eine sicher spannungsvolle, letztlich aber fruchtbare Beziehung zu bringen. Innerhalb des Ordens stellt sich die Frage nach dem nötigen Maß an Einheit in der Vielfalt und der unabdingbaren Vielfalt in der Einheit nicht weniger als in der Weltkirche insgesamt – das Thema der Leitung eingeschlossen.

Doch nicht nur im Maßstab der Weltkirche, auch im europäischen, ja nationalen Maßstab unterliegt der Jesuitenorden einer tiefgreifenden Veränderung. Einerseits

nimmt er Teil an dem Übergang von einer Volkskirche zu einer (hoffentlich) Kirche im Volk, andererseits ist er bemüht, diesen Wandel stellvertretend nicht nur zu erleiden, sondern zu gestalten. Die Bezeugung und die Weitergabe der ignatianischen Spiritualität, die Mission an den inneren und äußeren Rändern der Christenheit, das intellektuelle Apostolat, der Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden, auch die Pflege der Theologie als Wissenschaft – es stellen sich alte und neue Aufgaben, wo doch die Kräfte zusehends schwinden. Gleichwohl gibt es keinen Anlaß zu Resignation. Solange die Jesuiten (um ein Bild des peruanischen Theologen Gustavo Gutiérrez aufzugreifen) „aus der eigenen Quelle trinken“, dürfte ihre Existenz in der Nachfolge Christi gesichert sein.